ein bißchen teuer, aber ich nahm es doch, weil es mir gefiel.

Dann auch noch ein hübsches, modern blaues Tuchorkostüm mit einer schicken Jacke. Die Verkäuferin pries das letztere besonders Herrmann in allen Tonarten an. Ich wollte aber den ziemlich hohen Preis nicht bezahlen, sondern verlangte etwas Billigeres, worauf sich das Fräulein sehr lebhaft bei Herrmann noch einmal für das Kleid einsetzte und meinte, die Herren seien im Punkt der Bezahlung stets geneigter, Konzessionen zu machen als die Damen. Nur ist Herrmann in Geldsachen immer sehr anständig gewesen, irgendeinen Aerger über zu hohe Ansprüche meinerseits gab es nie, ich habe mich freilich in dieser Beziehung stets in den richtigen Schranken gehalten, was ich gar nicht als eine besonders gute Eigenschaft betrachte, — es liegt einfach so in meiner Natur. Herrmann besah sich das Kleid noch einmal.

„Gefällt es Dir, Clotilde?"

„Ja. Aber . . ."

„Nun, dann nehmen wir's eben."

Und als er das sagte, da wurde mir plötzlich glühend heiß und dann eiskalt. Ich hatte gar nicht an die Art der Bezahlung gedacht. Bezahlen mußte ich selbst, das stand fest. Was sollte ich tun? Mir alles mit der quittierten Rechnung schicken lassen und das Geld für den Boten in der Pension zurechtlegen, das wäre das Richtige gewesen, aber ich war plötzlich so verwirrt, daß ich daran gar nicht dachte. Glücklicherweise wollte Herrmann noch eine Fußdecke für sich selbst kaufen. Und während er wählte, ging ich schnell zu der Kasse und bezahlte die beiden Kleider. Als er dann die Rechnung forderte und die Dame an der Kasse ihm nur die Fußdecke ausschrieb, sagte er erstaunt:

„Aber die beiden Kleider?"

„Gnädige Frau hat sie bereits berichtigt."

Er hob den Kopf mit einem plötzlichen Ruck und wendete sich halb nach mir um, die ich ein wenig seitwärts hinter ihm stand. Aber er sah mich nicht an. Er ruckte ebenso schnell wieder zurück und zahlte seine Decke, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah aber wohl, wie sich Gesicht verfinsterte und wie er die Lippen aufeinanderpreßte.

Im Wagen saß er eine Weile schweigend neben mir. Ich sah gut genug, wie es in ihm arbeitete. Mir war sehr unbehaglich zu Mute. Ich versuchte krampfhaft zu plaudern, obgleich es mir schlecht genug gelang. Ursprünglich wollten wir noch in ein Hutgeschäft, aber er erklärte müde zu sein und verlangte nach Hause, obgleich wir vorgehabt hatten, nach Lichtental hinauszufahren und dort zu frühstücken.

Ich machte mir Vorwürfe, daß ich an diese fatale Bezahlungsgeschichte nicht gedacht habe. Es hätte sich so leicht vermeiden lassen. Und ich sehe, daß es Zeit ist, zur Klarheit zu kommen. Aber wie? Ich hasse das sogenannte Aussprechen, ich habe immer gefunden, daß nichts Gutes daher kommt, daß man die Dinge ruhig ausreifen lassen soll, daß man mit sich selbst ins Reine kommen muß und dann handeln, aber nicht reden. Immer habe ich gefunden, daß Verwirrung durch diese Aussprachen kommt, daß man an Dinge rührt, die unberührt bleiben müssen, daß man sich hinreißen läßt oder sich berauscht an der eigenen Rede, und daß die Dinge dann ein anderes Gesicht bekommen, als sie es in Wirklichkeit haben.

Ich wünschte darum, es könnte noch so weitergehen, wie es jetzt geht. Denn jetzt — es klingt unglaublich und ist doch wahr — zum erstenmal in unserer Ehe sind wir beide jetzt allein so lange und so ruhig beisammen. Sogar in unseren sogenannten Flitterwochen hatten wir nicht annähernd so viel Zeit für uns, als wir jetzt haben. Gerade damals steckte Herrmann mitten in schwerer Berufsarbeit.

Eine Reise haben wir im Jahre darauf wohl gemacht — Gott, was war das für eine Reise! Von morgens bis abends unterwegs auf der Jagd nach den Sehenswürdigkeiten des Reisehandbuchs, die Nächte womöglich noch im Coupé ohne Rast und Ruhe, immer zusammengepfercht mit fremden Menschen. Als wir nach Hause kamen, waren wir abgerackert, als ob wir wochenlang schwerste Arbeit getan hätten.

Wenn ich jetzt an diese Reise denke, habe ich ungefähr das Gefühl, das man bei einer kinematographischen Vorführung hat, in wirbelnder Eile jagen hundert Bilder an mir vorüber, von denen keines mir ganz gewärtig mehr ist. Später bin ich dann immer allein gereist, weil Herrmann sich gar nicht mehr losmachen konnte und wollte. Zu Hause hatte er seine Arbeit, die ihn ganz in Anspruch nahm und von der er des Abends müde und abgespannt war. Später, als die Entfremdung zwischen uns eingetreten war, vermieden wir überhaupt ein längeres Zusammensein. Und so ist es wirklich das erstemal jetzt, daß wir miteinander sind. Und ich glaube, wir erstaunen manchmal eins über das andere, jetzt, da Herrmann beginnt, wieder Interesse an allem zu bekommen.

Oder sind es die Jahre, die vorübergegangen sind, die uns zu anderen Menschen gemacht haben? Wir sind beide reifer geworden, wir sind andere Menschen, und wir müssen uns von neuem kennen lernen.

Darum zittere ich vor einer Aussprache, die uns trennen könnte, denn ich fürchte, Herrmann wird ein bindendes Wort von mir fordern, und ich kann das nicht sprechen, kein Ja, — aber freilich auch kein Nein.

Du siehst, das Schlittschuhlaufen um die gefährliche Stelle ist ein schwierig Ding.

Clotilde.

(Fortsetzung folgt.)

Gefiederte Jagdgehilfen.

Von

Otto Siebold.

In der mittelalterlichen Blütezeit des ritterlich höfischen Wesens, als Edle, Ritter, Fürsten und selbst die Kaiser im Dienste ihrer Damen zu Troubadouren wurden, bei Prunkzügen, Turnieren und Festlichkeiten die Lieblingsfarben der Dame, der sie huldigten, tragend, stand auch der heilige Hubertus unter dem Zepter der holden Frauen. Die Jagdausflüge gewannen unter ihrem Einfluß ein vornehm-feines Gepräge. Auf meist weißem, reichverziert aufgezäumtem Zelter, umgeben von schmuckgekleidetem, höfisch gebildetem Jagdgefolge zu Pferde und zu Fuß, tritt die Edeldame zur Beizjagd. Auf der durch den Lederhandschuh geschützten Hand der Herrin saß der Lieblingsfalke als bevorzugter Jagdgehilfe; Kavaliere, Edelknaben und Falkoniere trugen auf Faust und Reifen noch eine größere Anzahl der wohlgeschulten Vögel. Als Stoß- und Schlachtfalken wurden sie abgetragen auf großes und kleineres Flugwild, wie auch auf Haarwild, je nachdem ihre Flugfertigkeit, ihr Mut und ihre Stärke sie dazu qualifizierte.

Im höchsten Ansehen standen die Isländer Falken, — falco islandicus — stattliche Bewohner des hohen Nordens. Expeditionen in eigens dafür ausgerüsteten Schiffen gingen nach den unwirtlichen Küsten und Gegenden Grönlands und Islands, um diese Edelfalken zu holen, so begehrt waren sie von Fürsten, Königen und Kaisern.

Den über einen halben Meter langen Rumpf des Islandfalken deckt ein dichtes, sehr straffes Gefieder, graubraun mit hellen Federrändern auf Rücken und Schultern, unten gelblichweiß mit braunen Schaftstrichen. Am großen, kugeligen Kopfe funkeln hinter dem starkgewölbten, dicken Schnabel mit dem scharfen Fallenzahn neben der Habenspitze die dunkelen, hornumrandeten Augen in klarem Feuerblick voll stolzen, unerschrockenen Mutes. Stirn und Kehle sind weiß und der Schwanz ist mit zehn breiten, hellen Binden geziert.

Je mehr das Braun und Gelb in Grau oder Weiß mit schwarzen Flecken betupft im Gefieder übergeht, für um so wertvoller wurden die Falken bei den Vorfahren gehalten, und die sehr seltenen weißen, abgetragenen Stoßvögel wurden einem kostbaren Schatze gleichgeachtet. So ist es eine historische Tatsache, daß im Jahre 1500 Karl V. den Rittern des Johanniterordens die Insel Malta zum Lehen gab unter der Bedingung, daß sie ihm jährlich einen weißen Falken liefern sollten.

Etwas kleiner als der Isländer ist der Gyr- oder Gerfalke, ein Nordländer, der, in Norwegen, Schweden, Sibirien und Dänemark heimisch, ebenfalls zur Abtragung für die Beizjagden gesucht und hoch bezahlt wurde.

Außer diesen zuweilen kaum unterscheidbaren Edelarten sind auch die weiter verbreiteten, häufigeren Falkenarten, wie Würge- oder Schlachtfalke, Wanderfalke, auch die Turm-, Rötel- und Rotfußfalken, selbst der Lerchenfalke und der Merlin, Stein- oder Zwergfalke, sowie der Habicht und der Sperber für Jagdzwecke geeignet.

Die Zähmung junger Nestfalken ist nicht allzu schwierig, dagegen erfordert die Abrichtung und die Haltung der Beizvögel einen größeren Apparat, sachverständiges Personal und weite, für den Jagdtrab unbegrenzte, offene Bildbahnen.

Ueber die Falknerei, die brauchbaren Arten der Jagdfalken, ihre Erziehung, Abtragung, Pflege und die Kunst, mit Vögeln als Jagdgehilfen zu jagen, schrieb der Kaiser Friedrich II. im Jahre 1240 ein umfassendes Werk unter dem Titel: „De arte venandi cumavibus" (Ueber die Kunst des Jagens mit Vögeln), das später von seinem Sohne Manfred ergänzt und mit Anmerkungen versehen wurde.

Schon Kaiser Friedrich I. galt als geschickter Falkonier, dessen Lieblingsbeschäftigung in den Stunden der Erholung das eigenhändige Abtragen seiner Hauptvögel war. Die Abrichtung wurde in verschiedener Weise vorgenommen. Durch Dunkelhaft, Entziehung des Schlafes und durch Hunger wird den gefesselten Vögeln in harter, an Grausamkeit grenzender Dressur die wilde Eigenmächtigkeit gebrochen, bis sie beim Austragen auf der Beize dem Licht und der Freiheit zurückgegeben, ihre vorzügliche, natürliche Jagdbegabung, Kraft, Gewandtheit, Ausdauer, ihre scharfen Augen und Fänge, Mut, Unerschrockenheit und Klugheit im Dienste des Herrn oder der Herrin nach deren Willen und Zuruf gebrauchen und bewähren, treu, anhänglich, ohne Scheu vor Pferden, Hunden und Menschen zurückkehren und sich für Lob und Belohnung nach erfolgreicher Jagd empfänglich zeigen und die Zuneigung ihrer Herren erwidern. Auf der Hand sitzend, tragen sie bis zum Werfen auf das Wild die früher oft kostbar verzierte, doppeltgeschlitzte Kuppe, den federgeschmückten Falkenhut, welcher, aus steifem Leder gearbeitet, mit untergelegter, weicher Haube Kopf und Augen des Vogels bedeckt und nur den Schnabel freiläßt. Die um jeden Fang befestigten Lederfesseln und Glocken behält der Falke auch während des Fluges um, damit man ihn hören und auffinden kann.

Die vornehmste und beliebteste Jagd mit den Falken war die Reiherbeize, entweder als Passage- oder Sprungbeize. Bei ersterer werden die Falken auf die vom Horst zur Aesung ziehenden oder nach dem Horst zurückwechselnden Reiher, die sogenannten Ausgänger respektive Eingänger geworfen; bei der Sprungbeize suchte man die Schilfdickichte ab, der Angriff der Falken erfolgte dann auf die dort aufgescheuchten Reiher. Die nun im Aufsteigen sich abspielende Luftjagd, bei der die flüggewandten kühnen Gegner sich unter Aufwand ihrer ganzen Kraft, Geschicklichkeit und List mutvoll bekämpften, gewährt einen fesselnden Anblick.

Nicht immer bleiben die Falken, trotz der mit jäher Gewalt geführten Stöße, Sieger; blitzschnell pariert der Reiher mit dem dolchspitzen Schnabel, und, die Todeswunde in der Brust, büßt der unerfahrene, allzu tollkühne Stößer seine Unachtsamkeit. Zwingen aber die Beizvögel mit Schnabel und Krallen den bei unaushörlicher Abwehr zahlloser Angriffe ermüdenden oder verwundeten Reiher zu Boden, so versucht der Falkner ihm sein Leben zu erhalten, nimmt den Sieger ab, dem Reiher raubt er die Schmuckfedern als Trophäe, dafür gibt er ihn nach seiner Herstellung der Freiheit zurück; ein am Ständer befestigter Ring kennzeichnet den im Kampf auf der Flugjagd vom Falken überwundenen Vogel.

Wie die Reiher werden auch Kraniche, Wildschwäne, Wildgänse, Enten, Trappen, Rebhühner sowie verschiedenes Kleingeflügel, ferner Krähen, Raben, Elstern und Weihen, schließlich Hasen und in Persien und Afrika Gazellen und anderes Haarwild gebeizt.

Bei uns ist die Jagd mit dem Falken als gefiedertem, edlem Jagdgenossen aus der Mode gekommen, doch birgt sie so außerordentliche Reize schon durch die Möglichkeit der Entfaltung jagdlich hervorragender Reitkunst, seltener Pferde-, Hunde- und Vogeldressur wie vornehmer Eleganz, daß die über ein Jahrtausend lang in hohen Ehren auf deutschem Revier gepflegte Falkenjagd vielleicht doch wieder aufleben und bestehen wird.

Wenn die Falken als unvergatte Draufgänger dem Jäger zur Beute verhelfen, so wird die größte und ansehnlichste der Eulen, der durch starke, freibeweigliche Federbüschel über den runden Eulenaugen ausgezeichnete Uhu, durch den Haß, mit dem er von allen streitlustigen Tagvögeln verfolgt wird, der sie in hochgradige Erregung bei seinem Erblicken versetzt und zu wütenden Angriffen auf ihn verleitet, als Lockvogel zum Jagdgehilfen. Als solcher leistet er, allerdings unfreiwillig und nicht mit Lust, treffliche Dienste zur Verminderung der jagdschädlichen Raubvögel und Strauchdiebe, wie der Krähen, Elstern, Häher und Konsorten.

Da, wo der Uhu noch in Freiheit lebt und horstet, ist er selbst freilich ein schlimmer Gesell, der auf seinem weiten Jagdbezirk arg haust, und ohne Unterschied Säugetiere, Vögel, Amphibien, wie Frösche, Echsen, Maus und Eichkatze, Ratten, Igel, Hasen, Reinke, Wildhühner, Enten, Kiebitze, Schnepfen schlägt, das kleinere Getier mit Haut und Haar verschlingt, das größere zerreißt und tröpft, um dann die unverdaulichen Stoffe in Gewöllballen unter gräulichen Grimassen wieder von sich zu geben.

Bei uns in Deutschland ist er, obwohl allgemein bekannt, recht selten geworden, doch ist seine Verbreitung über ganz Europa, Nordamerika und Asien ausgedehnt, und in Oesterreich ist er in den weiten Waldungen der Ebene und des Gebirges Standvogel. Dort horstet er noch häufig in schroffen Felswänden, Ruinen und dem Geäst dichter, hoher Baumkronen wie auch an unzugänglichen Schlupfwinkeln der Sumpfgegenden. Nach Eulenart hält er sich tagsüber meist scheu verborgen, erst gegen Sonnenuntergang geht er auf Raub aus, die Abend- und Morgendämmerung und die Mondnächte sind Zeugen seiner Taten. Schauerlich klingt sein Geheul im Wald, Felsgeklüft und Ried, zumal zur Paarungszeit im März und April.

Der Volksaberglaube versetzte dem unheimlichen, mächtigen Nachtvogel in das Gefolge, das wüste, gespenstische Heer des wilden Jägers. Der Uhu ist jedoch etwas besser als sein Ruf, denn er nützt freilebend unzweifelhaft durch Vertilgung zahlreicher schädlicher Tiere, und in Gefangenschaft erzielt man mit ihm auf der Hüttenjagd oder vor der Krähenhütte manchen weidmännischen Erfolg und Genuß.

Auf der Jule, einem anderthalb Meter hohen in den Boden gerammten Pfahl mit dickem Querholz, an längerer Leine gefesselt, markiert er dem in der unscheinbaren, mit Schau- und Schießlöchern versehenen Hütte passenden Jäger das Nahen der Raubvögel durch Aufstränben der Federn, Blasen, Fauchen, Knacken mit dem Schnabel, Drehen des Kopfes, Treten mit den behaarten, starkbekrallten Fängen, ja auch Abstreichen vom Stande, wenn die Gefahr ihm sehr nahe und groß erscheint. Der erfahrene Hüttenjäger und gewandte Schütze sieht dann auf seiner reichen Strecke auch manchen seltenen, ihm sonst unerreichbar bleibenden Raubvogel, dessen Erlegung er seinem grämlichen, aber temperamentvollen gefiederten Jagdgehilfen verdankt.

Der Harem füllt sich.

Vor einigen Monaten passierten die Straßen in der Nähe des kaiserlichen Winterpalastes zu Peking vierzig bis fünfzig chinesische zweirädrige Karren, die mit etwa hundert kleinen chinesischen Mädchen angefüllt waren. Das war eine Auswahlsendung von „Dienerinnen" für den kaiserlichen Hof. Die Kleinen stammen durchweg aus den Familien der Wai-Pa-chi, der in Peking wohnenden Bannerleute der acht äußeren Banner. Ueber ihr Schicksal entwirft der Pekinger Korrespondent des „Ostasiatischen Lloyd" eine interessante Schilderung.

In jedem Frühjahr kommt ungefähr dieselbe Zahl kleiner Dienerinnen vor dem Winterpalast an. Die Auswahl geht dann so vor sich, daß die Schar der niedlich aufgeputzten Kleinen zunächst vor das Forum der Kaiserinwitwe Lung-Yü, der Adoptivmutter des jetzigen Kaisers, gebracht wird, und diese dann fünf der hübschesten und besten für ihr Haus und ihre Hofhaltung aussucht. Vor ihr auf dem Tisch liegen die Täfelchen mit dem Namen und Stand des Vaters der Kleinen. Die Kaiserinwitwe sucht dann aus diesen Täfelchen eins nach dem anderen aus, und die Kleine wird aufgerufen. Entspricht ihr Aussehen nicht der Erwartung, so wird sie ausgeschieden und die nächste kommt heran, bis die Zahl fünf erreicht ist.

Diese Geduldsprobe müssen die kleinen Mädchen nun fünf- bis sechsmal durchmachen, vor der Kaiserinwitwe, den Nebenfrauen des Kaisers Tung-Chih und denen des Kaisers Kuang-Hsü; die Mädchen, die vor den Augen ihrer hohen Herrinnen Gnade gefunden haben, von denen manche in ihrer Jugend diese Prozedur selbst hat durchmachen müssen, bleiben verschüchtert und ängstlich zurück, die häßlichen, froh, daß die Natur sie so geschaffen hat, ziehen heim, vergnügt, daß sie dem „goldenen Käfig" entgangen sind.

An sich ist das Los der Zurückbleibenden gar nicht so übel. Sie bekommen zwar für die Zeit der zehn Jahre, die sie altem Herkommen gemäß als „Palastdienerinnen" in der Verbotenen Stadt verbringen müssen, kein Gehalt; aber sie werden nach Ablauf der Zeit in der Regel mit einer so reichlichen Aussteuer und so kostbaren Geschenken versehen, daß ihre Eltern sie dann sehr leicht an den Mann bringen können. Manche haben vielleicht auch einmal das „Glück", kaiserliche Nebenfrau zu werden, wenn sich auch die Aussichten in dieser Hinsicht sehr verschlechtert haben.

Im großen und ganzen schätzen die Eltern der armen Kleinen, besonders in der jetzigen Zeit, die Ehre nicht allzu hoch ein, ihre Kinder als „Palastdienerinnen" herzugeben, und in letzter Zeit hat sich die Sitte von selbst ergeben, daß heimlich Stellvertreterinnen zu diesem Zweck gemietet werden, die für Entgelt dann gerne über sich ergehen lassen, wozu sich ehrliche Mädchen nicht gerne hergeben.

Es wäre an der Zeit, daß mit dem Eunuchen- auch das Palastdienerinnenwesen in der Verbotenen Stadt lieber heute als morgen endlich aufgeräumt würde.

Perlen und Perlmutter.

Seit den ältesten Zeiten haben die Perlen durch ihren eigenartig matten Glanz, ihre bescheidene einfache runde, tropfenartige, birnenförmige Gestalt und ihr Farbenspiel, welches nicht blendend strahlend und doch sichtwoll eine anmutend liebliche, bezaubernde Wirkung zur Geltung bringt, die Aufmerksamkeit der Menschen aller Länder auf sich gezogen. Sie erwarben sich Anerkennung als Sinnbild des Schönen, Reinen, Edlen. Die Götterlehre des mit hohem Schönheitssinn begabten Griechenvolkes zur Zeit des klassischen Altertums ließ die Göttin der Schönheit, gleich der Perle, aus dem Meeresschaum hervorgehen. Auch die modernen Nationen wählen den Vergleich mit der Perle für Erscheinungen von selten kostbarem Wert und Reiz.

Die aus dem Meere stammenden Perlen, wie sie in den Muscheln von den Tauchern unter Einsatz ihrer Gesundheit und ihres Lebens aus der Tiefe hervorgeholt werden, sind vielfach und besonders in auserlesenen Exemplaren Kleinode, welche bei ihrem hohen Liebhaberpreis als Schmuck nur für die reichsten Leute in Betracht kommen. Die Vorliebe für Perlen besteht aber nicht nur bei den Vornehmen, sondern ist so allgemein, daß man von jeher nach einem billigen Ersatz suchte. Die Natur lieferte einen solchen in den Fluß-